

# PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 12

## EIN KLEINER ZEITSCHRIFTENÜBERBLICK

Michael B. Buchholz  
im Auftrag der DGPT  
Anfang September 2003

---

### UMBUCHUNGEN

---

Als **Freud** im November 1899 das frisch gedruckte Exemplar seiner „Traumdeutung“ in die Hand nahm, hatte er in weiser Voraussicht diesem Buch ein Motto gegeben, das jedem Psychoanalytiker bekannt ist. „...acheronta movebo...“ so heißt es dort: „Wenn ich die Oberen nicht bewegen kann, so will ich die Unteren bewegen“. Als Quelle dieses Mottos hatte er **Ovid**, den berühmten römischen Verseschmied angegeben und, wie manch andere beim Zitieren es auch praktizieren, damit trickreich eine falsche Spur gelegt. In einem Brief an **Werner Achelis** aus dem Jahre 1930 bekennt er nämlich, dass er dieses Motto dem Werk des Begründers der deutschen Sozialdemokratie, **Ferdinand Lasalle**, entnommen habe, der es seinerseits von Ovid hatte.

Was bei **Lasalle** natürlich auf den damals glühenden Klassenkonflikt bezogen war, hatte bei Freud unversehens einen Bedeutungswandel erfahren. **Lasalle** ging es um die sozialen „Triebkräfte“, das Proletariat, das, erst einmal erwacht und in Bewegung versetzt, die „Oberen“ schon auch in Bewegung versetzen würde; **Freud** aber ging es um die seelischen Triebkräfte, die zu mobilisieren er sich vorgenommen hatte. Das ist insgesamt ein schönes Beispiel für die kreative Neubildung einer Metapher: die Konstellation von unteren und oberen Kräften ist gleichermaßen gegeben, das Motiv des Aufruhrs wird mitgedacht, der Konflikt ebenso und auch die Gewißheit, dass alles siegreich in eine neue Konstellation einmünden wird. Der Unterschied besteht lediglich darin, dass es sich einmal um einen sozialen, das andere Mal um einen seelischen Konflikt handelt; das Soziale dient gewissermaßen als Bildvorlage für das Seelische. Das gleiche Thema, so könnte man auch mit **Jan Assmann**, dem bekannten Ägyptologen und Kulturwissenschaftler, sagen, wird ins Psychologische „umge-

bucht“. Das hat, wie wir heute wissen, ziemliche Folgen.

Für solche Umbuchungen finden wir nun in der neueren Literatur interessante Beispiele. Psychotherapeuten glauben meist, die alleinzuständigen Experten in Sachen „Vertrauen“ zu sein. Natürlich ist es eine kleine Kränkung, wenn man erfährt, dass sich auch andere Wissenschaften dieses Themas annehmen. Kann denn Vertrauen etwas anderes als ein rein psychologisches, oder schärfer noch: ein rein psychoanalytisches Thema sein?

Es kann.

Vertrauen, so erfahren wir, ist ins Psychologische überhaupt erst „umgebucht“ worden und es kann durchaus auch ganz anders Thema werden; Vertrauen ist keineswegs ausschließlich ein psychologisches Konzept, wie wir seit den allseits bekannten Arbeiten von **Erik Homburger Erikson** zu denken uns angewöhnt haben. Für **Erikson** war Vertrauen eine psychologische Fähigkeit, die er sogar noch zum Ur-Vertrauen zu steigern wusste und seitdem sich das herumgesprochen hatte, konnte eine zeitlang jede Schwierigkeit damit erklärt werden, dass man kein Urvertrauen „gelernt“ oder „mitbekommen“ hatte. War das Thema erst einmal entwicklungspsychologisch fassbar gemacht, konnte es dann auch behandelt werden. Das half vielen in mancherlei Nöten und es ist vielleicht nicht ohne Bedeutung, dass dieses Wort selbst heute etwas out of time ist, man hört es nur noch selten.

Aber ist Vertrauen eigentlich nur und ausschließlich psychologisches Thema? Die Folgen solcher Umbuchung ins Psychologische will ich hier etwas studieren.

---

## KOMPLEXITÄTSREDUKTION

---

Als Geheimtipp galt vor vielen Jahren das kleine Büchlein eines Mannes, der als leuchtende Sonne über dem Bielefelder Wissenschaftlerhimmel alsbald zu strahlen anfang, **Niklas Luhmann**. Und sein kleines Büchlein, 1967 zum erstenmal erschienen, hatte den Titel: „Vertrauen – Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität“. Komplexitätsreduktion ist zu einem von **Luhmanns** Erkennungsworten avanciert. Gemeint ist hier ungefähr folgendes: Die Welt ist geradezu irrsinnig komplex, sie ist so umfangreich, so gewaltig groß und was „die Welt“ jeweils ist, liegt derartig im Auge des Betrachters, dass sie „als Ganze“, wie **Luhmann** zu betonen nicht müde wird, nicht beobachtet werden kann. Um sich in der Welt zurecht zu finden, müssen wir diese Komplexität irgendwie handhabbar machen, sie also reduzieren. Das tun wir in der Regel durch Denken und formen irgendeine Theorie aus – eine Theorie ist dann also ein Denkmittel und sie existiert in der Um-Welt der Welt. Weil die Theorie aber zugleich *in* der Welt existiert, bleibt sie auch Teil der Welt, müsste sich also selbst *und* die Welt beobachten können und hätte damit das, was sie beobachten will, nur vermehrt. Die Welt als Ganze bleibt unbeobachtbar, die Theorien über die Welt existieren in deren Um-Welt. Und damit ist zugleich gesagt, dass es ziemlich viele, ziemlich verschiedene, genau genommen: unendlich viele Um-Welten der Welt gibt (jedenfalls in Luhmanns theoretischer Um-Welt). Das ist kein Plädoyer für „Alles geht“, sondern eines für Toleranz! Denn die Welt ist damit in ihrer Offenheit gewahrt und bleibt anderen Versuchen zugänglich. Es gibt sozusagen unendlich viele Arten, wie der Kuchen „richtig“ angeschnitten werden kann.

Jener Standpunkt, der die Welt als Ganzes noch beobachten konnte, hatte in der Tradition den Namen „Gott“ bekommen, aber er ist uns nicht zugänglich (jedenfalls nicht ohne weiteres).

So zu denken ist etwas ungewohnt oder gar schwierig, aber erleichtert, hat man es sich erst einmal zu eigen gemacht, manches. Denn **Luhmann** spricht ja von der *sozialen* Komplexität. Stellen wir uns also einmal vor, zwei Menschen wollten, bevor sie ein Gespräch beginnen, erst einmal genau - und genau heißt hier: genau! – die Regeln ihres sich Aufeinanderlassens und ihres Gesprächs festlegen. Was müssten sie dazu tun? Sie müssten ein Gespräch vor dem Gespräch beginnen. Das aber kann es nicht geben, obwohl es Menschen (rechthaberische Zwangsneurotiker) gibt, die genau das immer wieder zu versuchen scheinen. Wer einsieht, dass das nicht gelingen kann, muß die Komplexität eines Gesprächs auf andere Art bewältigen – eben durch Vertrauen.

Wenn man Vertrauen so fasst, kann man sehen: es ist nicht ein „früher“ Anfang im Säuglingsalter, wo Vertrauen als eine Dauerfähigkeit erworben, dann aber im übrigen darauf vertraut werden kann. Vertrauen ist vielmehr eine Bedingung von Gesprächsführung überhaupt, weil ohne Vertrauen kein sozialer Akt mit anderen Menschen zustande käme. Vertrauen ist damit Teil nicht nur der Psychologie oder Psychoanalyse, sondern der sozialen Interaktionen, die uns – weil wir dem Vertrauen des Anderen vertrauen – denn auch hin und wieder besser gelingen, als wir uns selbst zumuten. Soviel Vertrauen vermag uns zu überraschen.

---

## SOZIALPSYCHOLOGIE DES VERTRAUENS

---

Das wäre die optimistische Lesart. Die problematische ist, dass erst so, als soziales Thema, Vertrauen als Teil etwa von Machtausübung betrachtet werden kann. Denn dass man dem Vertrauen des Andern vertrauen muß, ermöglicht überhaupt erst, dieses Vertrauen, weil es eben unverzichtbar ist, auszubeuten oder es zu missbrauchen.

Hat man Vertrauen also erst einmal ins soziale Feld umgebucht, dann können sich auch die Historiker darüber hermachen. **Ute Frevert**,

Historikerin ebenfalls aus Bielefeld, hat 2003 einen schönen Band dazu herausgebracht. In einem Einführungskapitel geht sie den begriffsgeschichtlichen Spuren nach und kann z.B. mitteilen, dass Vertrauen noch im 18. Jahrhundert v.a. als Gottvertrauen gemeint war, in zweiter, unmittelbar folgender Linie dann als „Vertrauensbeziehung des Patienten zu seinem Arzt“. Auch fand sich ein Gebrauch, der einem Kaufmann Vertrauen zusprach, woher sich unser heutiges „Kredit“ ableitet. Ein Jahrhundert später jedoch

findet das Gottvertrauen kaum noch, dafür das „Selbstvertrauen“ größte Beachtung und ein von **Frevert** zitierter Autor empfiehlt, das Selbstvertrauen „durch ein weises Misstrauen in uns selbst“ zu mäßigen. Vertrauen zwischen Mann und Frau hingegen war keine Selbstverständlichkeit, einer Frau etwas „traun“ hieß, ihr etwas – nämlich den Ehebruch – zutrauen. Waren Mann und Frau zu zutraulich, geriet das schnell in den Verdacht des Unschicklichen. Auch in der politischen Sphäre achtete man höchst misstrauisch auf die Wahrung seiner Rechte, etwa von Adligen gegenüber der Krone; der Herrscher forderte „Vertrauen“, wenn er etwas wollte. Und dieser Vertrauensforderung wurde mit wachem Misstrauen begegnet. In den politischen Konflikten um die Verringerung der königlichen Macht spielte die Forderung nach Verfassungstreue des Königs (!) eine erhebliche Rolle: "Die Rhetorik des Vertrauens, die beide Seiten (Volk und Regierung) benutzten und die von den Parlamentariern mit konkreten Forderungen nach Öffentlichkeit, Gesetzes- und Verfassungstreue sowie erweiterten Partizipationsrechten verknüpft wurde, stellte Vertrauen als kostbares, aber seltenes und schwer zu erlangendes Gut in Aussicht. Vertrauen erschien hier als stets kontingentes Ereignis großer Anstrengungen und intensiver Bemühungen, während Misstrauen - oder, milder formuliert, die Abwesenheit von Vertrauen - den Normalfall bildete." (Frevert 2003a, S. 27).

Spät erst entdeckt man in der Pädagogik Fröbels, so berichtet **Gunilla-Friederike Budde** in diesem Band, den Wert des Vertrauens in den familiären Beziehungen und gestaltet Maßnahmen, wie die Anhaltung der Familienmitglieder zu wenigstens einem gemeinsamen Essen pro Tag oder zum Vorlesen durch den Vater, die Vertrauen fördern sollen. Vertrauen wird erst hier, ab der Mitte des 19. Jahrhunderts, zu einem Wert der höchsten Werte gesteigert und zugleich auf die Familie – und andere private Beziehungen, wie Freundschaften - eingegrenzt. Das ist schon eine paradoxe Karriere, die das Vertrauen da mitmacht! Denn Luhmann schon sah, dass gerade die moderne Welt wegen ihrer zunehmenden Komplexität mehr und mehr Vertrauen fordert, aber die Historiker können zeigen, dass das kaum mehr als eine Forderung, vielleicht nur Rhetorik ist. So kann man im Beitrag von **Anne Schmidt** genau verfolgen, wie sehr die Reichsregierung im Januar 1918 vom schwindenden Vertrauensverlust weiter Bevölkerungskreise schockiert war und kann lesen, dass die Politikberater schon damals zu Ehrlichkeit mahnten; es habe wenig Sinn Versprechungen zu machen,

deren Nicht-Erfüllbarkeit man doch kenne, damit verspiele man das „Vertrauen“. Solche Töne hören wir heute auch immer wieder, Vertrauen hat deutlich eine politische, eine machtpolitische Dimension.

Und wenn, wie **Albrecht Weisker** in diesem Band zeigt, die Zukunftsangst der Menschen immer weniger durch Expertenvertrauen – am Beispiel der Kernenergie - bewältigt werden kann, kann man sehen, wie Vertrauen sich auch mit Erfahrungen wandelt, die kollektiv gemacht und verarbeitet werden. Die Zeit um 1972, als der erste Bericht des Club of Rome vorgelegt wurde, nehmen „heutige Historiker“ als „Epochenwende wahr, deren Konturen durch die Betonung des sich wandelnden Vertrauensverhältnisses zwischen Experten und Laien angesichts zunehmender Umweltrisiken und Ressourcenprobleme weiter geschärft werden können“, schreibt Weisker (S. 403). Vertrauen ist hier nicht nur mit Expertenmacht, sondern auch mit Glaubwürdigkeit der Experten verbunden und die Erfahrung belehrt, dass es oft verspielt wurde. Aber schon der Soziologe **Anthony Giddens** hatte den Begriff des „gesichtsabhängigen Vertrauens“ in Experten<sup>1</sup> geprägt und damit gezeigt, dass hier Dimensionen beansprucht werden, die mehr sind als Vertrauen auf Kompetenzen und Sachkunde. Darauf geht ein anderer Beitrag präzise ein.

**Claudia Schmölders** leistet ihren Beitrag zur Physiognomie des Vertrauens. Dabei knüpft sie an die alte Lehre vom Gesicht als Ausdruck des Charakters nur dem Namen nach an, versteht Physiognomik viel mehr als „Lehre von der körperdeutenden Interaktion“ (214). Wie, das zeigt sie an einem rasanten Beispiel: 1923 wurde **Hitler** von dem greisen Engländer **Houston Stewart Chamberlain**, dem berüchtigten Antisemiten und Schwiegersohn von Cosima und Richard Wagner empfangen, was in rechten Kreisen eine Auszeichnung war. Chamberlain schreibt in seiner Autobiographie und spricht Hitler als den „Erwecker der Seelen aus Schlaf und Schlendrian“ an und schreibt dann in direkter Anrede:

„Dass Sie mir Ruhe gaben, liegt sehr viel an Ihrem Auge und an ihren Handgebärden. Ihr Auge ist gleichsam mit Händen begabt, es erfasst den Menschen und hält ihn fest, und es ist Ihnen eigentümlich, in jedem Augenblicke die Rede an einen besonderen unter Ihren Zuhörer zu richten, - das bemerkte ich durchaus charakteristisch. Und was die Hände anbetrifft, sie sind so ausdrucksvoll in ihren Bewegungen, dass sie hierin mit Augen wetteifern. Solch ein Mann kann schon einem armen geplagten Geist Ruhe

<sup>1</sup> Giddens, A. (1990/1996): Konsequenzen der Moderne. Frankfurt (Fischer), S. 103

spenden. Und nun gar, wenn er dem Dienste des Vaterlandes gewidmet ist.“

In dieser Hymne liegt das Urbild von **Hitlers** „faszinierenden“ Augen vor, das viele Zeitgenossen beschrieben haben. Schmölders erkennt hier aber etwas ganz anderes, nämlich eine „Urszene des Vertrauens“, die natürlich politisch instrumentalisiert werde. Und sie erklärt uns diese Urszene mit guten, mit klassischen psychoanalytischen Mitteln: In den Wirren der Nachkriegszeit trifft **Chamberlain** auf eine Person, die ihn „schlafen“ lasse, von dessen Auge die beruhigende, von dessen Hand die stärkende Wirkung ausgehe – kurz, **Hitler** wird als der Erlöser, als der Mutter-Vater zugleich stilisiert. In diesem kleinen brieflichen Detail also erkennt die Autorin einen Modus, wie Propaganda funktioniert: sie spricht das frühkindliche Bedürfnis an und instrumentalisiert es. Davon waren übrigens interessanterweise auch Geistesgrößen nicht frei. **Chamberlains** Brief an **Hitler** war massenweise per Flugblatt verteilt worden, woran sich **Karl Jaspers** in seiner „Philosophischen Autobiographie“ erinnert. Er habe **Heidegger** 1933 die Frage gestellt, wie ein so ungebildeter Mann wie **Hitler** Deutschland regieren solle? **Heidegger** habe geantwortet: „Bildung ist ganz gleichgültig, sehen Sie nur seine wunderbaren Hände an“.

Man sieht, Vertrauen ist *nicht nur* eine psychologische Angelegenheit, aber durchaus *auch* eine. Und man sieht, wie souverän Nicht-Analytiker unsere Deutungsregister handhaben.

In der Gegenwart scheint die Rede vom Vertrauen durch die von der Bindung abgelöst worden zu sein. Die Historiker übrigens, z.B. S. 154, beziehen sich kenntnisreich auf Bindungsforschung und psychoanalytische Konzepte (S. 225) wie das vom Urvertrauen **Eriksons** und sie nutzen selbstverständlich und ohne großes Aufhebens davon zu machen, psychoanalytische Denkfiguren – man meint, sich freuen zu sollen darüber, dass die Psychoanalyse so erfolgreich anerkannt und genutzt wird. Doch die kleine Herausforderung bleibt, ob wir dann eigentlich noch „gebraucht“ werden und wie wir unsererseits kenntnisreich etwas zur Bewältigung moderner Problemlagen in dieser Welt beizutragen haben? Vielleicht könnte dieser Beitrag unter anderem darin bestehen, gekonntes Misstrauen durchaus als positiven Wert zu installieren oder es jedenfalls nicht prinzipiell unter die pathologischen Phänomene einzuordnen; Grund zum Misstrauen gibt es ja genug. Und ein weiterer Beitrag könnte darin zeigen, wie Vertrauensbereitschaften gegen politische Instrumentalisierungen und gegen politische Sentimentalisierungen geschützt werden könnten.

---

#### PSYCHOANALYTISCHE BEITRÄGE ZU ZEITGENÖSSISCHEN THEMEN

---

**Otto Kernberg** versucht diese Wendung zu den modernen Gegenwartsproblemen in einem Beitrag des Juni-Heftes des „International Journal of Psychoanalysis“. Die Idee zu diesem Aufsatz sei ihm vor dem 11.9. 2001 gekommen, betont Kernberg. Er wolle die Beiträge der psychoanalytischen Gruppentherapie für die Erklärung der Anwendung massiver sozialer Gewaltausbrüche heranziehen. Dazu bezieht er sich auf **Bions** Unterscheidung der "Arbeitsgruppe", und erinnert an die unbewußte Gruppe, die sich als "Abhängigkeitsphantasie" und als "Kampf-Flucht-Gruppe" konstellierte, wenn der Arbeitsbezug verloren gehe. Kernberg fasst diese beiden, neben „Paarbildungsphantasie“, als Pole einer Regressionsneigung auf. Diese beiden Positionen werden als "narzißtisch" und als "paranoid" umbenannt (S. 684) und damit ein Anschluß an seine anderen Arbeiten gefunden. Dann wird Bezug auf andere Gruppenkonzepte und auf die Theorie der Massenmedien von **Moscovici** genommen. Dieser Autor sehe Massenkommunikation als zentral nicht nur für moderne Kommunikation, sondern für die Bildung

von modernen Massenformen an: Als Zeitungsleser bilden wir schon eine solche abstrakte Masse, erst recht aber als Fernsehzuschauer. Als "key assumption of this paper" wird dann genannt "that our 'normal', civilized stance is poised perilously on a continuum between the two potential threats of the narcissistic and the paranoid dimensions". (S. 690) Diesen Polen werden dann die jeweiligen Führungspersönlichkeiten zugeordnet und das geschieht in ausdrücklicher Anlehnung an individualpsychologische Konzeptionen, denn bezüglich der Gruppen verfügten wir über kaum mehr als, so stellt er fest, als über „ample informal observation“ (687). Wer meinen letzten Brief gelesen hat, weiß, dass das jedenfalls hierzulande sich zu ändern beginnt; wir haben mehr als nur informelle Fallgeschichten, wie haben qualitative Forschungen über Gruppen.

Von einer kurzschlüssigen Gleichsetzung von Gruppen- und Individualpsychologie will **Kernberg** einerseits durchaus Abstand nehmen:

"Clearly we can no longer assume that only characterologically severely disturbed individuals are prone to violent behavior under regressive circumstances." (692).

Dieser Satz sollte das eigentliche Ziel von Kernbergs Beitrag nun sein und man erwartet, die Frage beantwortet zu bekommen, unter welchen Umständen denn auch charakterlich weniger Gestörte dennoch an Massengewalt partizipieren; Kernberg macht hier die universelle Neigung zur Regression auf paranoide und narzisstische Positionen verantwortlich.

Doch im nächsten Satz heißt es dann überraschend: "...the death instinct operates within individuals as well as within groups and institutions in society at large, a frightening reality of social life".

Hier wird sozusagen alles zuvor Gesagte zurückgenommen; denn wenn letztlich der Todestrieb verantwortlich ist, braucht man weder soziale noch psychische Umstände aufwendig zu analysieren. Der zweite Teil von **Kernbergs** Beitrag, im August-Heft des „Intern. J. of Psychoanal.“ erschienen, führt da leider nicht viel weiter. Der Autor kommt auf die Konzentrationslager zu sprechen und den Sadismus der Schergen und erklärt dann: „The intrapsychic structure of individuals with malignant narcissism replicates itself as the social structure of the concentration camp“ (S. 955). Daß diese umstandslose Gleichsetzung psychischer mit sozialen Verhältnissen ein gewaltes Problem, nicht aber eine Lösung darstellt, diskutiert Kernberg leider nicht. So kommt er auch in seiner Beschreibung der Ziele des Terrorismus nicht weit; er sieht „den“ Fundamentalismus als eine Ideologie, die die Welt manichäisch in gut und böse einteilt und stellt fest, dass ein „technisch neutraler Standpunkt“ gegenüber den Ereignissen des 11. September schwierig ist. Das ist wohl so. Das alles erklärte Konzept lautet „Dehumanisierung“.

Nun, ich muß gestehen, dass ich mit dieser Art zu denken wenig nur anfangen kann. Kann man denn, erstens, die historische Vielfalt von Gewalterscheinungen mit im wesentlichen nur zwei Konzepten – narzisstische und paranoide Regression – erklären? Wäre es hier nicht gerade gut, etwas modernere Forschungserfahrungen, gerade aus dem Bereich der Gruppenforschungen – ich habe in meinem letzten Brief darüber berichtet – zu nutzen statt immer nur auf doch schon über 40 Jahre alte Konzepte zurückzugreifen? Ist der Rückgriff auf den Todestrieb, zweitens, nicht eher ein Rückfall in eine überwunden geglaubte Vermögenspsychologie, die das Vermögen zur Gewalt mit einem Gewalttrieb, die Klugheit mit dem Intelligenzvermögen und die Armut aus der

„pauverté“ erklären würde? Und gibt es hier nicht, drittens, einen Rückfall hinter Positionen von **Fenichel**, der schon Anfang der 40er Jahre erklärt hatte, man könne Gewalt und Antisemitismus nicht mit Triebkonzepten erläutern – denn der Trieb sei immer da, die Gewalt aber keineswegs. Und muß man, viertens, nicht fragen, ob nicht gerade die Definition von Gewalt als „krank“ (also als regressiv, narzisstisch oder paranoid) die Einsicht in den bedrückenden Umstand verwehrt, dass es „ganz normale Männer“ waren, die in den Einsatzgruppen der SS im Osten wüteten? So jedenfalls der Titel der Studie von **Christoper Browning**, die im Zusammenhang der **Goldhagen**-Debatte bei uns bekannt geworden ist. Ich verweise hier ausdrücklich auf die hervorragende Darstellung von **Gudrun Brockhaus** über „Psychoanalytische Beiträge zur Nationalsozialismusforschung“, die im Tagungsband der DGPT „Psychoanalyse mit und ohne Couch“ 2003 im Psychosozial-Verlag erschienen ist.

**Kernberg** bleibt leider in seinen Darstellungen zu modernen Phänomenen, etwa bei der Telekommunikation und den Medien insgesamt ziemlich vage, über ein feuilletonistisches Lamento kommt er nicht recht hinaus.

Daß von psychoanalytischer Seite auch wesentlich differenzierte Beiträge möglich sind, belegt ein Beitrag von **Annelinde Eggert-Schmid Noerr** im „Jahrbuch für Gruppenanalyse“ (Band 8, 2002). Schon ihr Titel „Gruppengespräche vor Millionen – Zur Analyse von Talkshows“ macht klar: Gruppen haben Kontexte, sie beziehen sich auf jemanden, sie repräsentieren andere Gruppen. In diesem Beitrag kommt deutlich der instrumentelle Effekt von Vertrauensszenierungen zur Analyse: „Das grundlegend Irritierende der Affekt-Talkshows ist, dass das dort Vorgeführte (anders als etwa eine Zirkusshow oder eine Comedy-Show) nicht zum Zweck der Show erfunden oder eingeübt wurde, sondern für die jeweils Betroffenen ein Lebensproblem darstellt, das im Alltag selbst zum Bereich der Intimität, des gerade nicht öffentlich Zugänglichen gehört“. (69). Genau lassen sich die Strategien der Moderatoren, mit denen sie die Intimitätsdarstellung hervorlocken, unterscheiden: es gibt Möglichkeiten, den Gast zu protegieren, ihn/sie zu provozieren oder abzuqualifizieren. Und dann kommt es: „Darüber hinaus gehend möchte ich aber noch eine weitere, immer mehr anzutreffende Moderationsstrategie unterscheiden, die pädagogisch-therapeutische“. (70f.). Ich frage mich angesichts dieser richtigen Beobachtung, ob wir deshalb in der Öffentlichkeit manchmal

eine nicht so gute Figur abgeben (und auf dem theoretischen Sektor, wie eben gesehen, leider auch), weil *andere* das, was wir als *unsere* Domäne betrachten, schon viel besser können? Pädagogisch-therapeutische Strategie – klar, das ist was anderes als in unseren Praxen. Aber es ist auch ein merkwürdiger Erfolg, an dem die Psychoanalyse da scheitern könnte, ein Erfolg der Durch-Therapeutisierung unserer Lebenswelt und unseres Alltags, der manchmal groteske Formen annimmt, gerade weil auch das Publikum, wie der Super-Showmaster der Postmoderne **Harald Schmidt** einmal treffend und süffisant witzelte, „mittlerweile vollkommen interviewtauglich geworden“ ist. **Schmid Noerr** jedenfalls kann auch auf seiten der Talkshow-Gäste klare Strategien (der Selbstpropaganda, der Selbstwertsteigerung, des Boykotts einer Interviewerfrage, deren Disqualifizierung usw.) unterscheiden und fragt dann nach den Motiven der Zuschauer. „Die Daily Talks gelten als Tummelplatz der Exhibitionisten und ihr Publikum als Voyeure. Dem kann auch die Medienwissenschaft letztlich nicht widersprechen“. Dann fragt sie schließlich, ob Neugier eigentlich ein Grundgefühl ist und beantwortet diese Frage positiv. Jetzt aber bleibt sie nicht mit der Auffindung eines „Vermögens“ (à la Todestrieb oder Neugier) stehen, sondern zeigt, wie die bestimmte normkonforme Darstellung und Rezeption von Neugier und Exhibition in einander spielen, weil sie den Diskurs der Betroffenheit „endlos“ (S. 80) werden lassen und damit herrschende Werte und Normen bestätigt werden. Man kann dann sozusagen das Verbotene tun (durchs Schlüsselloch fremden Intimitä-

ten zuschauen) und zugleich die Angst beruhigen, weil man immer das schon Vertraute findet. Und wo ein „kleines schmutziges Geheimnis“ dieses stille Übereinkommen, diesen unausgesprochenen Deal zwischen Publikum, Talkmaster und Gast verstören könnte, hat der Talkmaster immer die Chance, es „so rasch wie möglich zu ‚verstehen‘, das heißt in die Normalität zurückzuholen“ (81). Allseitig wird dabei die Abwehr stabilisiert, rundum zirkuliert das Immergleiche Versichern von Verstehen und gleichzeitig kann die Bettdecke ein wenig gelupft werden – um das zu sehen, was man eh schon weiß. Das hier analysierte Verfahren ist quotenfördernd, nicht an bestimmte Inhalte gebunden und deshalb praktisch, überall einsetzbar. Diese Analyse überzeugt, weil sie genau analysiert. Und sie sagt nicht nur etwas über die Anderen, sondern auch über uns. Wie auch schon im Beitrag von **Claudia Schmölders** können wir hier lernen, dass unsere Kompetenzen und unser Wissen sozusagen breit in andere Felder diffundiert sind; **Claudia Schmölders** deutet souverän psychoanalytisch, was **Chamberlain** über **Hitler** schrieb; **Schmid Noerr** zeigt uns, wie Talkmaster pädagogisch-therapeutische Kompetenzen „ausleihen“ und sich einflussreich zu eigen machen. Dann sehen wir, welchen Erfolg die Analyse eigentlich hat – und dass sie an diesem Erfolg scheitern könnte. Denn die Notwendigkeit entsteht, eine Differenz zu diesem freizügigen Gebrauch psychoanalytischer Kompetenz aufzubauen. Eine Differenz, die dennoch Vertrauen weiter fördert angesichts einer wachsenden Vertrauenserosion.

---

#### VERTRAUENSEROSION

---

Die Erosion des Vertrauens in die Psychotherapie ist auch Thema eines Buches von **Richard House**, das im Karnac-Verlag 2003 unter dem Titel „Therapy Beyond Modernity“ erschienen ist. Es macht in England, wo es verfasst wurde, einige Furore, weil der Autor – dem renommierte Psychoanalytiker mit einem Vorwort zur Seite stehen – die „Profession“ mächtig und mit guten Argumenten angreift. Profession – das ist für ihn das Expertentum, das Bescheidwissen, die Diskursivierung der Psychotherapie, also die Überlagerung von deren eigentlichen Anliegen durch „Diskurse“, etwa der Effizienz, des besseren technologischen „approaches“ usw. Viel entscheidender sei die Dekonstruktion dieser Diskurse als solche der Macht, was **House** unter Bezug auf die Theoretiker der Macht, insbesondere **Foucault** ausgiebig tut. Das wichtigste Ka-

pitel ist das zweite mit der Überschrift „The regime of truth“, worin er an die Verpflichtung der Therapeuten erinnert, mit ihren Patienten gemeinsam ihre persönliche Wahrheit zu finden, nicht aber ihr Funktionieren zu optimieren oder sie immer besser an schwer erträgliche Umwelten anzupassen. Insofern habe Psychotherapie eine „dubiose Ethik“ (S. 31), weil sie andererseits auf diese Ziele auch wieder nicht gut ihren Verzicht erklären kann. Ein drittes Kapitel über Grenzen, Widerstand und „holding“ wiederholt die bekannte Kritik, wonach jede Meinungsverschiedenheit des Patienten mit dem Therapeuten gleich als Widerstand aufgefasst wird, also als Unwillen zur Veränderung (=moralische Besserung) verstanden und bekämpft wird. Die Therapeuten werden hier, was nicht ganz falsch, aber gewiß auch nicht im Ganzen richtig ist, als die

neuen moralischen Ausrichter des gesellschaftlichen Benehmens (= „behavior“ in seiner Grundbedeutung) gesehen und ihr stillschweigendes Einklinken in die Rolle der moralischen Sittenrichter kritisiert.

Weitere Kapitel zeigen teils eindrucksvolle und originelle Fallberichte.

Daß dies alles aber als Kritik an der „Profession“ läuft – nun, das zeigt einen etwas eigenwilligen Sprachgebrauch. **Grawe** hatte mit dem Untertitel seines Buches von 1994 schon erkennen lassen, dass er den richtigen Weg „Von der Konfession zur Profession“ sieht. Dann aber fand man im ganzen nichts, rein gar nichts, über Profession. Selbst das Stichwortregister des Buches schwieg sich aus, obwohl es doch breite wissenschaftliche Strömungen in verschiedenen Disziplinen gibt, die sich mit „Profession“ beschäftigen. Während **House** die „Professionalisierung“ der Psychotherapie als Wurzel des Übels sieht, versprach sich Grawe davon das Heil. Professionalisierung – das war für **Grawe** nämlich unter der Hand dasselbe wie Verwissenschaftlichung.

Und das ist es aber nicht: Profession und Wissenschaft werden in der internationalen Professionssoziologie, die sich seit mehr als 80 Jahren mit dem Thema beschäftigt, gerade streng voneinander geschieden. Professionen bauen zwar auf einer wissenschaftlich-akademischen Ausbildung auf, gehen dann aber ganz eigene Wege. Wer einerseits die „Professionalisierung“ verteuelt, wer sie andererseits mit Verwissenschaftlichung gleichsetzt, verbaut sich damit die einmalige Gelegenheit, Professionalisierung als einen Weg zwischen dem Himmel abstrakter Ethik-Diskussion und der Hölle des nur noch wissenschaftlich und qualitätsgeprüften Handelns und Behandeln zu gehen. Professionen zeichnen sich nämlich gerade dadurch aus, dass sie zwar eine professionseigene Ethik ausbilden und ihre Mitglieder auf sie verpflichten, dass sie aber andererseits gerade die Chance zur *professionellen Ausübung* ihrer eigentümlichen Leistung nur gewahrt sehen, wenn sie von anderen Vorgaben – auch von wissenschaftlichen Kontrollen – *frei und in professioneller Autonomie* handeln können. Professionen haben Wissenschaft an ihrer Seite, oder, wie ich in meinem Buch „Psychotherapie als Profession“ (1999) mit dem schon erwähnten **Niklas Luhmann** formuliert hatte: Professionen haben Wissenschaft in ihrer Umwelt. Die Wissenschaft kann die Profession beobachten, sie aber nicht *determinieren* – und umgekehrt. Professionelle tun etwas anderes als Wissenschaftler. Wissenschaftler tun etwas anderes als Professionelle – und hier gibt es nicht ein „besser“ oder

„schlechter“, sondern nur ein „anders“. Professionen und Wissenschaft stehen deshalb nicht in einem *hierarchischen* Verhältnis, sondern nebeneinander. Die Wissenschaft ist nicht der Schiedsrichter in den professionellen Konkurrenzen und das schon deshalb nicht, weil gerade auf dem psychotherapeutischen Feld die Wissenschaftler selber allzu gerne mitspielen. Auch deshalb können sie nicht gleichzeitig die Schiedsrichterrolle beanspruchen.

Es ist schön, wenn gleiche Themen in ganz verschiedenen Zusammenhängen auftauchen, es ist weniger schön, wenn sie gleichermaßen den Finger in Wunden legen. Da wir allmählich uns selbst als eine anerkannte, wenn auch noch nicht gesicherte Profession zu sehen gelernt haben, weckt es natürlich Interesse, wenn in einem neuen Buch über Professionssoziologie deutliche Bezüge zu unserer Profession wahrgenommen werden können, auch wenn sie *nicht* ausdrücklich thematisiert sind. Es handelt sich um das von **Harald Mieg und Michaela Pfadenhauer** herausgegebene Werk „Professionelle Leistung – Professional Performance“, mit deutschen und englischen Beiträgen internationaler Autoren. Hier wird gerade der von mir angesprochene Freiraum der Professionen in aller Deutlichkeit markiert.

Ich stelle einige Arbeiten daraus vor, weil ich meine, hier könnten sich Möglichkeiten ergeben, die gesuchte Differenz zum klischeemäßigen „Therapeutisieren“, etwa in den Talkshows, zu entwickeln. Hier wird auch deutlich werden, was das Charakteristische von professionellem – im Unterschied zu alltäglichem oder zu wissenschaftlichem oder zu medialem – Handeln ausmacht: Professionelles Handeln ist immer bezogen auf existentielle Probleme von Klienten, die als individuierte Personen auftreten. Ihre Probleme sind nicht etwa Beispiele von allgemeinen Problemen, sondern eben individualisiert, auch wenn natürlich immer allgemeine Aspekte daran wahrgenommen werden können. Und professionelles Handeln kann sich immer nur in einem interaktiven, zugleich intimitätswahrenden Feld realisieren, weil nur hier die individuellen Probleme und existentiellen Themen überhaupt ausgesprochen werden können. Deshalb, wegen dieser *3 Merkmale der Intimität, der Interaktion und der existentiellen Dimension*, schützt der Gesetzgeber sie bei Professionen wie Anwälten, Ärzten, Seelsorgern, Psychotherapeuten.

Der Beitrag von **Thomas Kurtz** stellt Überlegungen zum Verhältnis von gesellschaftlichen Funktionssystemen – wie etwa dem System der Krankenversorgung – zur einzelnen Person an

und weist den Professionen die Aufgabe zu, für die Integration von Personen in diese Systeme zu sorgen. Das tut der Lehrer als professioneller Pädagoge – als Teil des Funktionssystems Bildung – mit seinem Schüler und das tut der *spin doctor* mit dem Politiker, den er berät (so der Beitrag von **Dirk Tänzler**). Der Unterschied zwischen Profession und Beruf ergibt sich dann so:

„Arbeit ist Produktion eines Objekts und Profession Pflege eines Subjekts, die man metaphorisch als ‚Arbeit am Menschen‘ und seinen symbolischen Ordnungen bezeichnen könnte“.

So **Tänzler** (S. 227) und gleichsinnig bei **Kurtz**:

"Zusammengefaßt sind Professionen in der Moderne solche Berufsgruppen, welche lebenspraktische Probleme von Klienten im Kontext einzelner Funktionssysteme wie dem System - der Krankenbehandlung, dem Rechts-, dem Religions- und dem Erziehungssystem in Interaktionssituationen mit Klienten stellvertretend deuten und bearbeiten". (Kurtz 2003, S. 101).

Und um noch genauer zu werden:

"...daß die professionelle Leistung in zunehmendem Maße auf ihre Kernstruktur reduziert wird: auf eine Leistung für interaktiv wahrnehmbare Klienten" (Kurtz 2003, S. 93). Hier also werden „Interaktion“, „Individualität“ und mit dem Stichwort „lebenspraktisch“ die angesprochene existentielle Dimension unterstrichen.

Die „Pflege eines Subjekts“ ergibt sich dann durch Interaktion und nur durch Interaktion, die intim auf existentielle Belange Bezug nimmt. Wir müssen in Beziehung treten und nicht etwa das Subjekt ausbeuten – wie es Talkmaster tun. Das wäre eine erste wesentliche Differenz – aber sie läßt sich weder gut messen noch verkaufen. Der Soziologe hat dann noch ein paar interessante Beschreibungen parat, die hier weiterführen:

"Es sind daher noch einige Probleme ungeklärt: Etwa die Frage nach der Meßbarkeit professioneller Leistung. Oder aber auch das Phänomen, daß die Klienten selbst die Expertise als wirksam akzeptieren müssen. Des weiteren kann es bei personenbezogener Arbeit keine *Problemlösungen*, sondern nur *-deutungen* geben". (Kurtz 2003, S. 91).

Dieser Autor denkt nicht im entferntesten an Psychotherapie oder Psychoanalyse – aber auch er kommt auf die Notwendigkeit von Sinnproduktion und auf unser zentrales Instrument: die Deutung, zu sprechen. Und weist damit systematisch die technokratische Idee, Psychotherapie könne als Problemlösungsoptimierung verstanden werden, zurück. Psychotherapie löst Probleme, natürlich; aber über weite Strecken ist sie etwas ganz anderes: da ist sie Beichte oder Tröstung, wird als Vivisektion oder Gehirnwäsche phantasiert und Therapeuten können oft nichts anderes tun als „sitting at the bedside“ und ge-

duldig „tragen“ oder „begleiten“. Manchmal lernen Patienten dann, dass es Probleme des menschlichen Lebens gibt, die nicht lösbar sind, sondern nur ertragen werden können und das kleine Wunder geschieht dabei, dass sie über sich selbst dabei hinauswachsen, also reifen. Für solche Dimensionen des therapeutischen Prozesses hat die technokratische Idee der Problemlösung überhaupt keinen Sinn, sie reduziert die professionelle Kompetenz auf Expertentum – und würde gerade das Professionelle, das in einer besonderen, nämlich intimisierten Interaktion gemachte individuelle Angebot einer Deutung existentieller Lebensthemen, eliminieren.

Das wiederum ist systematisch zu begründen, nämlich aus den Bedingungen professioneller Kommunikation und Interaktion. Hier waltet eine immense Unsicherheit, die zu absorbieren gerade Teil der Leistung durchaus auch bei anderen Professionen ist:

"Aufgrund der Interaktionsabhängigkeit der professionellen Arbeit wird diese besonders komplex und kann nicht einfach in der Art von Technologien gelöst werden. Bei professionellen Dienstleistungen werden fallspezifische Konkrete von Strukturproblemen der Privatsphäre in der Form der 'Stellvertretung' ... bearbeitet. Diese in face-to-face Situationen zwischen Leistungs- und Komplementärrollen eines gesellschaftlichen Funktionssystems ablaufende kurative, wiederherstellende und vermittelnde professionelle Arbeit kann in der Regel nicht technokratisch gelöst werden. Professionelles Handeln kann die Klientenprobleme nicht primär kausaladäquat im Sinne von Ableitungen, Rezeptologien etc. bearbeiten und dann versuchen, quasi 'einzig richtige' Problemlösungen bereitzustellen. In der professionellen Arbeit werden Probleme eher sinnadäquat in der Form von Sinnauslegung, Therapie etc. bearbeitet und Problemdeutungen angeboten." (Kurtz 2003, S. 99-100)

Das bedeutet klar, in der professionellen Arbeit kann es keine Manualisierungen geben, denn diese wären nur Beispiele für technologische Lösungen, die gerade die professionelle Leistung zerstören – und das ist wiederum ein Unterschied zum Talkmaster: der setzt Textbausteine pädagogisch-therapeutischer Rede in einem technologischen Sinne ein und verliert gerade so den personalen Bezug. In der professionellen Interaktion hingegen darf das nicht verloren gehen. Technologien können bewertet, ihre Erfolge gemessen und ins Verhältnis zum Aufwand gesetzt werden. Das aber ist in Professionen anders:

"Die Kommunikation unter Anwesenden ist generell eine unsichere Form der Kommunikation. Für das Verhältnis von Wissen und Handeln der Professionellen bedeutet dies, daß die Arbeitssituation sehr viel komplexer ist als das dem professionell Handelnden zur Verfügung stehende Wissen. Das vorhandene Wissen kann nicht problemlos angewendet und davon ausgegangen werden, daß der Ausgang der professionellen Intervention vorhersagbar und damit steuerbar ist." (Kurtz 2003, S. 100)

Hier erhält man einen weiteren Hinweis: es kommt nicht allein auf das Wissen an. Das wäre technologisch instrumentalisierbar. Es ist bemerkenswert, dass Winnicott in seinem schon 1965 erschienenen Buch über „The Family and Individual Development“ eine Bemerkung macht, die hierher gehört: "Being reliable in all respects is the chief quality we need. This means not only that we respect the client's person and his or her right to time and concern. We have our own sense of values, and so we are able to leave the client's sense of right or wrong as we find it. Moral judgement, if expressed, destroys the professional relationship absolutely and irrevocably... Those who practise psychology in this way, accepting limits, and suffering for limited periods of time the agonies of the case, need not know much. But they will learn; they will be taught by their clients." (Winnicott 1965, S. 120) – hier geht es ihm also auch um die professionelle Beziehung. Aber er betont, dass Wissen keineswegs einseitig ist, sondern auch der professionelle Psychotherapeut lernt. Daß eine solche Haltung wiederum für den therapeutischen Kontakt förderlich ist, leuchtet unmittelbar ein; nur die, die in der Psychotherapie lediglich eine spezielle Expertenkompetenz sehen können, sind dafür blind.

Die Arbeitssituation des Professionellen ist sehr viel komplexer als die Idee, hier würde Wissen „angewendet“ vermuten lässt. Der Professionelle kann die Art und Weise seiner Professionellen Leistung nur schwer sichtbar und auch nur schwer evaluierbar machen. Das trägt zu einem chronischen Verdacht gegen die Professionen bei, Kurtz spricht von einer „Erosion des Vertrauens“ (S. 90), das die Professionen zu bewältigen haben. Zugleich aber ist auch klargestellt, dass die Vertrauenserrosion nicht durch

empirische Nachweise technologischer Art aufgehalten werden kann; denn wo solche Nachweise platziert werden, reagiert das Publikum immer mit dem Hinweis, dass solcher Nachweis wohl auch nötig gewesen sei – und das Vertrauen in Professionen erodiert weiter. Vielleicht, so regt mich dieser Beitrag an, sollten wir zu einem Vergleich mit der Medizin durchaus kommen und von manchen schwierigen Entwicklungen dort lernen. Bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts hinein war Basis ärztlicher Diagnosen fast allein die Erzählung des Patienten. Sobald messende Instrumente eingeführt wurden – v.a. Fieberthermometer und Blutdruckmessgerät – konnte der Arzt auf das Zuhören verzichten, das Instrument sprach ja zu ihm und objektivierte die Krankheit, während der personale, durch Erzählung ermöglichte Bezug gerade ausgeschaltet wurde, ja ausgeschaltet werden sollte. Dagegen hatte Balint, ohne die Verdienste der modernen Medizin schmälern zu wollen, seine Idee einer patienten-, nicht krankheitsorientierten Medizin gesetzt.

Wenn wir heute in der Psychotherapieforschung ähnliche Entwicklungen unterm Vorzeichen der Qualitätssicherung beobachten, indem Patienten Fragebögen – wie die Technikerkrankenkasse anregt – ausfüllen und der Therapeut dann von einer externen Evaluierungsstelle über den „Stand der Therapie“ informiert würde, dann hätte der Fragebogen den gleichen Stellenwert wie in der Medizin das Fieberthermometer. Aber in der Psychotherapie würde der Verzicht auf die Erzählung die professionelle Leistung gerade nicht verbessern, sondern unmöglich machen. Wir würden gerade in der Psychotherapie einen Rückschritt betreiben, den von der Patienten- zu einer Krankheitsorientierung.

---

#### EVIDENZBASIERT ALLEIN? ODER DARF'S EIN BIßCHEN MEHR SEIN ...

---

Der Vergleich mit der Medizin ist ungemein instruktiv. Bei genauerer Betrachtung nämlich zeigt sich, dass auch in der Medizin selbst keineswegs alles nur „evidenzbasiert“ geschieht. Der **„Sachverständigenrat für die Konzertierte Aktion im Gesundheitswesen (SVR)“** führte 1992 eine „Inventur des Evidenz-Bestands“ in der Medizin durch und stellte fest, sie habe sehr ernüchternd gewirkt,

„weil sie aufzeigte, dass die Bereiche gesicherten Wissens in der Medizin sehr viel kleiner und die Grauzonen sehr viel größer sind als erwartet“.

Die Übersicht zeigte dann, dass

„nur etwa 4% aller ambulant und stationär erbrachten Dienstleistungen dem Anspruch auf belastbare Evidenz genügen, 45% genügen einfacheren Evidenzkriterien und für den ‚Rest‘ (rechnerisch 51%) gibt es heute keine wissenschaftliche Evidenz“ (SVR 1999, S. 79).

Diese richtige Feststellung hat offenbar zu vielerlei Bemühungen beigetragen, den Prozentsatz der evidenzbasierten Dienstleistungen zu erhöhen und in einer solchen Erhöhung allein das Heil zu suchen. Übersehen wurde dabei, dass der SVR zu einer ganz anderen Einstellung gelangt war, wonach nämlich „das ätiologische Krankheitsverständnis einer Revision zugunsten eines konditionalen Krankheitsverständnisses, nach

dem Krankheit wesentlich von den Lebensumständen, vom Lebensstil und der patientenseitigen Interpretation abhängt“ (SVR 1999, S. 68) gelangt war. Es kommt also nicht allein auf Kausalität an, sondern auf „patientenseitige Interpretation“, also darauf, wie der Patient die Dinge sieht – und das schon in der Medizin, vor aller Psychotherapie. Und um sein Verständnis dieser Zusammenhänge noch prägnanter zu vertreten, hat der SVR ganz klar gestellt, dass die evidenzbasierte Medizin der Ergänzung durch eine – wie es dort heißt – „narrative-based medicine“ (nbM) bedarf. Sie stützt sich nicht auf naturwissenschaftliche Evidenz, sondern auf Auslegung und Phänomenologie. Die Anwendung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse nämlich erhalte „ihren Sinn“ nämlich „erst in einem System völlig anderer Denk- und Bewertungsstrukturen, nämlich dem Leben des individuellen Patienten und dem gesellschaftlichen Umfeld“ (SVR, 1999, S. 66). Als „case expertise“ wird hierbei dann das beschrieben, was oben als professionelle Leistung bestimmt wurde und sie liest sich in der Stellungnahme des **Sachverständigenrates** präzise so, als hätten hier Professionssoziologen geschrieben:

„In der NbM wird ärztliches Handeln als ein deutender Vorgang betrachtet, der narrative Fähigkeiten erfordert, um die ‚Geschichten‘ der Patienten und der Kliniker mit objektifizierbaren medizinischen Befunden (z.B. Testergebnissen) zu verbinden. Die Akkumulation fallbezogener Erfahrungen (case expertise) befähigt den klinisch tätigen Arzt, bei der klinischen Entscheidungsfindung die angemessenste medizinische Maxime auszuwählen. Unter case expertise ist hierbei die Fähigkeit des Arztes zu verstehen, die Geschich-

ten und die ‚Krankheitsskripte‘ (aber auch die klinischen Anekdoten der Kollegen) zu verstehen und zutreffend zu deuten. Schwierigkeiten der Ärzte, wissenschaftliche Erkenntnisse im Kontext der klinischen Begegnung mit den Patienten angemessen umzusetzen, entstehen aus der Sicht der NbM vor allem dann, wenn das narrativ-deutende Paradigma aufgegeben wird und sich klinisches Handeln ausschließlich auf externe wissenschaftliche Evidenz stützt“ (SVR 1999, S. 67)

Hier taucht also die Unverzichtbarkeit des Deutens, des Vernehmens und Zuhörens, der Einbettung in lebensgeschichtliche Zusammenhänge und gesellschaftliche Kontexte in aller wünschenswerten Klarheit auf und es wird sogar festgestellt, dass ein Verzicht auf diese Kompetenzen Schwierigkeiten des Arztes überhaupt erst s c h a f f t ! Da dies schon in der Medizin als „unverzichtbar“ vom Sachverständigenrat angenommen wird, darf man sich fragen, warum manche Forscher sich hier nicht vehement auf die Hinterbeine stellen und gegen den Trend aufstehen, alle Verbesserungen in der Psychotherapie nur von einer Intensivierung der Evidenzbasierung abhängig machen zu wollen. Es ist nach Auffassung des SVR, auf die man sich von nun an hier prägnant berufen kann, von dieser Entwicklung eher Schaden für die Psychotherapie zu erwarten.

Wir müssen akzeptieren, dass Psychotherapie mehr mit professionellen Kompetenzen zu hat, die sich mit anderen Mitteln besser untersuchen lassen, will man den Gegenstand der Untersuchung nicht zerstören.

---

#### WAS LÄßT SICH LERNEN?

---

Das also kann man hier lernen: dass es durchaus formulierbare und erhaltenswerte Differenzen zum Ausverkauf des Therapeutischen in Talkshows und anderen medialen Ereignissen, aber auch zum angeblich allein seligmachenden Heil der Verwissenschaftlichung gibt. Das könnte öffentlichkeitswirksam und vertrauensfördernd an den öffentlichen Mann und die öffentliche Frau gebracht werden. Aber wichtiger ist doch, dass das, was die Erosion des Vertrauens in unsere Profession aufhalten soll – nämlich technologische Verbesserungen, Fragebögen und Manualisierungen – unsere Profession, jedenfalls in der Sicht der hier referierten Sozialwissenschaft, bei **Richard House** sowie des **Sachverständigenrates**, möglicherweise in eine tödliche Bedrohung bringt. Bei allen Bestrebungen um Maßnahmen der Qualitätssicherung und der Objektivierung von Befunden muß diese Gefahr des Verlustes unserer professionellen Autonomie viel intensiver bedacht werden. Vielleicht gehört dazu, Vertrauen in unsere Profession zu fordern – und Vertrauen würde dann gerade heißen: weil man es nicht beweisen kann mit jenen Mitteln, die als „anerkannt“ gelten. Wo wir diese aber nutzen könnten, sollten wir das, wie alle andere Professionen auch, mutig tun. Und vielleicht bei den professionssoziologischen Nachbarn schauen, wie die ihrerseits professionelle Leistungen auffassen.